

Klaus Vellguth

# Auf der Suche nach MEHR<sup>1</sup>

30 Jahre Berufsverband der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln

---

„Auf der Suche nach Mehr“ – unter diesem Motto steht das dreißigjährige Jubiläum des Berufsverbandes der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln. Das verheißungsvolle Motto provoziert geradezu die Frage: Was ist mit diesem ominösen „Mehr“ tatsächlich gemeint? Geht es um das „Mehr“, das uns von einer Werbeindustrie, von konsum-materialistischen Zeitgenossen oder von politischen Populisten nicht nur in Deutschland, sondern weit über nationale Grenzen hinweg versprochen wird, bei denen das „Mehr“ zum Heilsversprechen beziehungsweise zum Selbstzweck geworden ist? Oder geht es beim „Mehr“ um etwas anderes, das jenseits von platten Konsumversprechen oder Heilszusagen liegt? Die folgenden Überlegungen setzen zunächst einmal grundsätzlich bei der Frage an, um welches „Mehr“ es tatsächlich geht. Dabei ist es nicht zuletzt angesichts der ökologischen Herausforderungen, vor denen die Menschheit zu Beginn des dritten Jahrtausends steht, bei Reflexionen über das „Mehr“ wichtig, eine alleinige Fokussierung auf materielle (Konsum-)Bedürfnisse zu überwinden.

Von zahlreichen Wirtschaftswissenschaftlern werden inzwischen solche wachstumskritische Konzepte vertreten, die Entwicklungen hin zu einem immer stärkeren Konsum ablehnen und den Ansatz einer Post-Wachstumsökonomie vertreten. Diese Wirtschaftswissenschaftler orientieren sich an der Strategie der Suffizienz und fragen

nach dem, was Menschen wirklich zum Überleben benötigen. Dabei fordern sie unter anderem den partiellen Rückbau industrieller, insbesondere global arbeitsteiliger Wertschöpfungsprozesse und setzen sich für eine Stärkung lokaler und regionaler Selbstversorgungsmuster ein. Solch eine „Postwachstumsökonomie“ ist gerade dann sinnvoll, wenn die Grund- und Sicherheitsbedürfnisse der Bevölkerung längst gestillt sind.

Auch Hans-Joachim Höhn weist aus religionssoziologischer Perspektive darauf hin, dass es bei einem „Mehr“ nicht um eine permanente Erweiterung des Wohlstands durch ökonomisches Wachstum oder durch eine selbstbestimmte Identität des Subjekts gehen könne.<sup>2</sup> Und der deutsch-indische Theologe Martin Kämpchen ergänzt, dass Leben nur gelingen kann, „wenn wir die Dämonen der Besitzgier, des gesellschaftlichen Prestiges, der Präsentation im Äußeren und der narzisstischen Selbstüberhöhung als solche erkannt haben und wissen, dass wir sie in Schach halten müssen“. Vielleicht geht es beim „Mehr“ um eine neue Kultur, einen neuen Lebensstil. Und vielleicht geht es nicht nur um das gelingende Leben des Einzelnen, sondern um eine Überlebensfrage der Menschheit. Denn längst hat ein konsumorientierter Lebensstil dazu geführt, dass die globale Ökologie aus dem Gleichgewicht geraten ist.<sup>3</sup> Nicht zuletzt die Weltklima-Konferenzen – Papst Franziskus hatte seine Öko-Enzyklika *Laudato si'* bewusst im Vorfeld der Pariser Klima-Konferenz veröffentlicht – zeugen von einem gemeinsamen Ringen der Familie Mensch, die unabsehbaren Neben- und Spätfolgen einer technisch-industriellen Eigendynamik in den Griff zu bekommen. Doch was könnten Wege sein, diese sich selbst immer wieder perpetuierende Eigendynamik zu stoppen und dem Sog einer Wachstumsideologie zu entkommen, die das „Mehr“ zum unheilvollen Ideal – quasi zur Ersatzreligion – erhoben hat. In seinem Beitrag „Religion – nach ihrer Wiederkehr. Eine Gewinnwarnung“, den Hans-Joachim Höhn im vergangenen

Jahr im Pastoralblatt publiziert hat, wirbt der Kölner Theologe dafür, über den eigenen Tellerrand zu schauen und in „den von der Moderne verdrängten religiösen ‚Weltanschauungen‘ jene Anregung zu suchen, welche für die Bewältigung der restlichen Wegstrecke hilfreich sein könnten“<sup>4</sup>. Höhn wirbt dafür, dabei auf „ein für Mensch und Natur ruinöses, auf ein Unterwerfen der Wirklichkeit abgerichtetes ‚Herrschaftswissen‘ zu verzichten und sich um ein ‚Verständigungswissen‘ zu bemühen, das den Menschen wieder zu einem Leben im Einklang mit der inneren und äußeren Natur befähigt“<sup>5</sup>.

Wo könnte ein solches Verständigungswissen zu finden sein, das auf der Suche nach dem „Mehr“ Orientierung ermöglicht? Hans-Joachim Höhn weist auf die Bestände vormoderner Kulturen hin, in denen er vermutet, „was man bei der neuzeitlichen Vernunft vermisst.“<sup>6</sup> Daran anknüpfend soll im Folgenden zum einen zur Begegnung mit den indigenen, andinen Völkern Lateinamerikas und zum anderen zur Begegnung mit den indigenen Volksstämmen im Nordosten Indiens eingeladen werden.

## **Das „Gute Leben“ als andines Lebensprinzip**

Bei den andinen Völkern Lateinamerikas gibt es ein Streben nach dem Buen Vivir beziehungsweise, um es in der Sprache der Ketschua zu sagen, nach dem Sumak Kawsay. Dabei bezeichnet Sumak zunächst einmal die Fülle (etymologisch meint der Begriff so viel wie „voll“, „wunderbar“, „wundervoll“, „schön“, „würdig“). Kawsay ist der Ketschua-Begriff für das Leben. Somit kann Sumak Kawsay als „Gutes Leben“ beziehungsweise „Würdiges Leben“ bezeichnet werden. Vielleicht ist der Ausdruck „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) ebenfalls eine Übersetzung für das, was mit Sumak Kawsay gemeint ist. Sumak Kawsay ist ein andines Lebensprinzip, das heute als ein solidarisches sozialökonomisches

Wirtschaftsprinzip – und damit als ein mögliches indigenes Gegenkonzept zum westlichen Entwicklungs- und Wachstumsverständnis – betrachtet wird. Der in Köln geborene brasilianische Theologe Paulo Suess versteht Sumak Kawsay als eine „Synthone“ zwischen der Natur und dem Menschen“, der Sozialwissenschaftler Eduardo Gudynas setzt den Akzent darauf, dass Sumak Kawsay ein würdiges Leben in Fülle meint. Sumak Kawsay ist letztlich ein historisch konstruiertes Konzept indigener Völker der Andenreligion Südamerikas. „Dieser Begriff bezieht sich auf das Erlangen eines erfüllten Lebens, eines guten Lebens, das die soziale, ökonomische, kulturelle, ökologische, kognitive und politische Dimension in gegenseitiger Beziehung und Abhängigkeit umfasst und wo jedes einzelne Element von den Anderen abhängig ist.“<sup>7</sup> Paulo Suess schlägt eine Brücke vom andinen, nicht christlichen Begriff des Sumak Kawsay hin zur christlichen Sozialethik beziehungsweise zur christlichen Theologie wenn er schreibt: „Das Sumak Kawsay ist eine kulturelle Utopie mit einem Reflex in alle sozialen Sphären [...] und mit großer Ähnlichkeit zur Utopie des Reiches [Gottes].“ Dabei ist Sumak Kawsay keine Ideologie, sondern ein dynamisches Lebensprinzip beziehungsweise eine Kosmvision, bei dem beziehungsweise bei der ein harmonisches Leben mit und innerhalb der Natur angestrebt wird. Es geht darum, in Kommunion mit den Anderen, mit Gott und dem Kosmos zu treten.

Was ist das Spezifische an der Lebensphilosophie des Sumak Kawsay? Sumak Kawsay impliziert Inter-Relationalität als Basis aller Prinzipien, Komplementarität, Korrespondenz und Reziprozität. Dabei kommt der Relationalität, der Beziehung zwischen allem Seienden, die entscheidende Bedeutung zu. Das Prinzip der Relationalität drückt aus, dass nicht das Seiende an sich die grundlegende Kategorie der Weltsicht ist, sondern die Beziehung, die zwischen dem Seienden existiert – beziehungsweise sich entwickelt. Während in der abendlän-

dischen Philosophie primär die Substanz betrachtet wird, was mit einem Reduktionismus des westlichen Denkens verbunden ist, betrachten indigene Völker das Universum als ein System von Beziehungen.<sup>8</sup> Das Prinzip der Komplementarität beziehungsweise das Prinzip der völligen Einheit besagt, dass sich alle Realitäten ergänzen und so gemeinsam Pacha bilden. Mann und Frau, Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tag und Nacht schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich gegenseitig zu Pacha. Das Prinzip der Korrespondenz beziehungsweise der Entsprechung besagt, dass es eine Korrelation zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos gibt und dass sich die kosmische Ordnung, die sich in den Himmelskörpern, den Jahreszeiten, dem Klimaphänomen etc. ausdrückt, im Menschen sowie in seinen kulturellen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen widerspiegelt. Die Prinzipien der Entsprechung beziehungsweise der Komplementarität finden auf ethischer Ebene ihren Ausdruck im Prinzip der Reziprozität, welche die Beziehung der Menschen untereinander prägt. „Dieses Prinzip der Reziprozität ist dabei kein Spezifikum andiner, indigener oder ruraler Kulturen, sondern konnte von Ethnologen als das Grundprinzip menschlicher Beziehungen herausgearbeitet werden.“<sup>9</sup>

Wenn Sumak Kawsay (beziehungsweise *Bien Vivir*) Inter-Relationalität, Komplementarität, Korrespondenz und Reziprozität impliziert, so zeigt sich, dass die Beziehungen im Zentrum des Sumak Kawsay steht. Im Sumak Kawsay kommen neben dem Ich und dem Du beziehungsweise dem Ich und dem Es insbesondere der Beziehungen zwischen dem Ich und dem Du beziehungsweise der Beziehung zwischen dem Ich und dem Es eine besondere Relevanz zu. Wenn man sich also auf die Suche nach dem „Mehr“ begibt, verweisen die andinen indigenen Kulturen Lateinamerikas auf die Beziehungsebene und darauf, dass eine größere Aufmerksamkeit der Beziehung zwischen allen Dingen zukommt.

## **Inter-Relationalität bei den indigenen Stammeskulturen im Nordosten Indiens**

Doch wie geht das, die Aufmerksamkeit auf das interpersonale, auf die Beziehung zwischen den Menschen und den Dingen richten? Hier ist die Begegnung mit den nordindischen Stammeskulturen hilfreich. Hector D'Souza, ein nordindischer Jesuit, macht darauf aufmerksam, dass in der Tradition der Angami, einem Volksstamm im Nordosten Indiens, das Spüren und die Intuition, zwei bei uns in Europa in Vergessenheit geratene Sinne, wesentlich sind.<sup>10</sup> Im Gegensatz zu Menschen in europäischen Kulturen sind sich die Angami bewusst, nicht über fünf, sondern über sieben Sinne zu verfügen. So kennen die Angami den Sinn des Sehens, den Sinn des Hörens, als dritten menschlichen Sinn das Tasten, als vierten Sinn das Riechen und als fünften Sinn das Schmecken. Doch über diese fünf Sinne hinaus haben die Angami sich ein Bewusstsein für das Spüren der Beziehung zwischen Menschen bewahrt. Sie spüren über diesen sechsten Sinn, ob eine andere Person ihnen freundlich oder feindlich gegenüber eingestellt ist. Schließlich sind sich die Angami bewusst, dass sie auch noch über den siebten Sinn des „Ahnens“ verfügen. Über die fünf „klassischen Sinne“ hinaus spüren die Angami, was andere Menschen ihnen gegenüber empfinden, und ahnen intuitiv, was um sie herum passiert. Für diesen Sinn des Ahnens verwenden die Angami das von ihnen kreierte englische Verb „to intuit“. Dabei ist es kein alleiniges Spezifikum nordindischer beziehungsweise asiatischer Stammeskulturen, wenn sie sich ein Bewusstsein für den Sinn der Intuition bewahrt haben. Der Brasilianer Leonardo Boff hat zuletzt darauf hingewiesen, dass eine Beschränkung des eigenen Erfahrungsverständnisses auf fünf Sinne zu kurz greift, und dass die Bedeutung von Intuition, Spiritualität und Weisheitstraditionen immer klarer wird. „Die Intuition wird als das direkte Erfassen der impliziten Ordnung durch den Geist aufgefasst. Intuition

ist nicht irrational. Es handelt sich einfach um eine Art der Rationalität, die sich vom diskursiven Denken unterscheidet. Diejenigen, die sich im Kampf für umfassende Befreiung und Heilung der Lebenssysteme der Erde engagieren, sollten sich also bemühen, die intuitiven Fähigkeiten zu entwickeln und sie zu würdigen.“<sup>11</sup>

Der deutsch-indische Theologe Martin Kämpchen verbindet nun den Gedanken der Intuition mit dem Gedanken eines postwachstumsorientierten guten Lebens, wenn er auf den vollkommenen Zustand der Einfachheit verweist, bei der jedes Geschöpf so viel zum Leben besitzt, wie notwendig ist – ohne dabei einem anderen Geschöpf dessen Lebenskraft wegzunehmen. Doch auch Kämpchen stellt die Frage, wie im praktischen Leben eine solche Einfachheit, die vielleicht das wirkliche „Mehr“ darstellt, hergestellt oder wiederhergestellt werden kann. Interessant ist hier ein Hinweis, den Martin Kämpchen in seinem „Lob der Einfachheit“ gibt: „Einfachheit ist niemals apodiktisch in dem Sinn, dass sie etwas radikal ablehnt oder ein Anderes unbesehen zulässt. Sondern das einfache Leben folgt der Intuition, die entscheidet, was auf den verschiedenen Ebenen des Lebens notwendig ist und was in einer gegebenen Situation wichtiger ist als etwas Anderes.“ Martin Kämpchen verbindet den Gedanken des einfachen, postwachstumsorientierten Lebens also mit dem Hinweis auf die Intuition. Er bezeichnet als Intuition jene Instanz, die unser rationales Denken und unsere Gefühlswelt überragt und über sie wacht und bemüht ist, sie kreativ zu den richtigen Entscheidungen zu führen.“<sup>12</sup> Er plädiert dafür, „die Signale der Intuition zu empfangen, und den Mut zu besitzen, ihnen zu folgen“ – auch gegen ein rationales und vom Gefühl kontrolliertes „besseres Wissen“.

Die Begegnung mit den andinen Kulturen Lateinamerikas verweist auf das „Mehr“ der Beziehung, das vielleicht das wahre „Mehr“ in unserem Leben sein kann. Und

die Berührung mit den Stammeskulturen Nordost-Indiens sensibilisiert für die Sinne des Spürens und der Intuition, die in der westlichen, von einem cartesianischen Weltbild geprägten europäischen Kultur in Vergessenheit geraten sind: um neu zu entdecken, welche Relevanz der Beziehungsdimension bei der Suche nach dem „Mehr“ zukommt. Martin Kämpchen räumt ein, dass Menschen im Abendland die Tradition des Sich-in-Beziehung-Setzens wenig kennen und auch nicht in einem engen Kontakt zu Natur und Kosmos leben. Dennoch ist er überzeugt, dass es auch Menschen in Europa möglich ist, diese Erfahrung des Sich-in-Beziehung-Setzens nachzuvollziehen.<sup>13</sup> So plädiert Kämpchen dafür, dass Menschen eine lebendige Beziehung zu allen Lebewesen entwickeln und dass sie einen Beziehungskosmos aufbauen.<sup>14</sup>

## **Beziehung und Begegnung als Spezifikum des Christentums**

Dieser Beziehungskosmos ist der Ort, an dem Menschen intuitiv Beziehungen spüren und sich in den Beziehungen dem Göttlichen nähern. Damit wird das Christentum zu einer Religion, die – nicht zuletzt angeregt durch die Erfahrung indigener Kulturen – eine besondere Sensibilität für die Beziehungsdimension entwickelt und die Beziehung zum Ort der Gotteserfahrung macht. Mit diesem theologischen Ansatz steht Martin Kämpchen nicht allein. Es war Benedikt XVI., der in seiner Enzyklika „Deus Caritas est“ darauf hinwies, dass am Anfang des Christentums nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee steht, „sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“<sup>15</sup>. Eine Begegnung, die sich auf der Beziehungsebene vollzieht. Diesen zentralen Satz aus der Enzyklika seines Vorgängers Benedikt XVI. zitiert nun auch Papst Franziskus unter anderem in „Evangelii

gaudium“, nachdem er zuvor in seiner programmatischen Exhortatio die Pflege der Beziehung zu Christus als die wesentliche Herausforderung aller Christen bezeichnet hat und jeden Christen dazu aufruft, „[...] gleich an welchem Ort und in welcher Lage er sich befindet, noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern oder zumindest den Entschluss zu fassen, sich von ihm finden zu lassen, ihn jeden Tag ohne Unterlass zu suchen.“<sup>16</sup> Auch hier der Verweis nicht auf Glaubenssätze, sondern auf die Christusbeziehung als wesentliches Charakteristikum des Christentums.

Das Spezifikum des Christentums ist also die Begegnung mit Jesus Christus und somit eine Relation, die Menschen entwickeln. Dabei bleibt die Begegnung mit Jesus Christus keine gedankliche Konstruktion oder Ideologie. Benedikt XVI. verweist darauf, dass die Beziehung, die wir mit Menschen aufbauen, zum Ort der Christus- und Gottesbegegnung selbst wird: „Jesus identifiziert sich mit den Notleidenden: den Hungernden, den Dürstenden, den Fremden, den Nackten, den Kranken, denen im Gefängnis. ‚Was ihr für einen meiner geringsten Brüder [und Schwestern] getan habt, das habt ihr mir getan‘ (Mt 25,40). Gottes- und Nächstenliebe verschmelzen: Im Geringsten begegnen wir Jesus selbst, und in Jesus begegnen wir Gott.“<sup>17</sup> Sowohl Benedikt XVI. als auch Papst Franziskus ermutigen dazu, die Beziehung zu Christus zu pflegen und die Beziehung zu Christus als das Wesentliche des Christentums anzuerkennen und zu pflegen. Dem entspricht, wenn theologisch eine relationale Christologie entwickelt wird, die für ein relationales Gottesverständnis anschlussfähig ist. Denn tatsächlich ist Gott – dies ist ja ein Spezifikum christlicher Trinitätstheologie – Beziehung. Gott ist in sich selbst Beziehung. Gott ist nach den biblischen Zeugnissen ein beziehungsfähiger und beziehungswilliger Gott: „Im Ursprung ist Beziehung.“<sup>18</sup>

## Relationalität als theologischer Parameter

Angesichts der offensichtlichen Wertschätzung der Beziehungsdimension, der Relationalität beziehungsweise eines relationalen Wirklichkeitsverständnisses stellt sich die Frage, welche Konsequenzen dies für Theologie impliziert – eine Theologie, die als relationale Theologie neue Akzente setzen und neue Perspektiven einbringen kann.<sup>19</sup>

Ein relationaler theologischer Ansatz darf Anwalt eines relationalen Religionsverständnisses sein, in dem er Fragen nach dem Verhältnis beziehungsweise der Beziehung zwischen den Religionen neu stellt. Diese Fragen beziehungsfähig zu stellen dürfte entscheidend sein für einen christlichen Glauben, der zu Beginn des dritten Jahrtausends angesichts von bislang ungeahnten Migrationsströmen in der Lage sein muss, anderen Religionen und Weisheitstraditionen respektvoll zu begegnen.

Papst Franziskus ermutigt auch zur Entwicklung eines relationalen Wahrheitsbegriffs und ruft dabei zu einer Dezentralisierung der Kirche auf. So schreibt er in *Evangelii gaudium*: „Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die Welt betreffen. Es ist nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetzt, die in ihren Gebieten auftauchen. In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten“<sup>20</sup>. Als Anwalt einer relationalen Ekklesiologie betont Papst Franziskus, dass ein neuer Dialog zwischen den Ortskirchen kultiviert werden muss. Längst ist die Zeit zu Ende, in der Vertreter der europäischen Ortskirche ihre eigenen theologischen Aussagen als universal gültig proklamieren können ohne zu merken, dass sie ihre Theologie mit einem Eurozentrismus, den künftige Gene-

rationen vermutlich als einen Euro-Provinzialismus einordnen werden, formulieren. Wenn dies an dieser Stelle angemerkt wird, so wird damit sicherlich kein theologisches Neuland betreten. Bereits im Jahr 1960 hat Joseph Ratzinger angemerkt: „Wir müssten uns endlich eingestehen, dass das Christentum in der seit Jahrhunderten konservierten Form bei uns [in Europa] im Grunde nicht besser verstanden wird als in Asien und Afrika.“<sup>21</sup>

Die Herausforderung einer relationalen Ekklesiologie ist es, einen grenzenlosen Dialog zu führen, da Beziehung und Dialog untrennbar zusammen gehören. Beziehung ermöglicht Dialog und Dialog schafft Beziehung. Dabei gilt es, Dialog möglichst weit zu denken und sich im Dialog zunächst einmal in der Kunst des Hörens zu üben. Es geht letztlich um einen Dialog, den Papst Paul VI. in seiner Antrittszyklika „Ecclesiam suam“ als Dialog mit der gesamten Welt, als Dialog mit den Angehörigen anderer Glaubensrichtungen, als Dialog mit anderen Christen und auch als einen innerkirchlichen Dialog beschrieben hat.

Eine relationale Ekklesiologie basiert darauf, dass Niemand sich gezwungen fühlt, sich (an ideologischen) Glaubenssätzen intrasubjektiv festzuhalten und diese intersubjektiv als verbindlich zu kommunizieren. Stattdessen impliziert eine relationale Ekklesiologie religiös sensible Identitäten, wobei die eigene Identität nicht als ein starres Konstrukt, sondern als ein lebendiges Fließen beziehungsweise Wachstum erlebt werden darf und religiöse Identität sich gerade in der Relation zu den Dialogpartnern neu kreiert.<sup>22</sup> Eine Theologie, die Anwalt eines relationalen Gottesbegriffs, Anwalt einer relationalen Christologie, Anwalt eines relationalen Glaubensverständnisses und Anwalt einer relationalen Ekklesiologie ist, weiß sich zunächst einmal dem Dialog verpflichtet und lebt in besonderer Weise aus dem „Dazwischen“. Dabei wird gerade das Dazwischen zu einem lo-

cus theologicus.<sup>23</sup> Letztlich geht es darum, das Geheimnis der Beziehung neu zu entdecken. Hier, im Bereich der Beziehung, dürfte das „Mehr“ stecken, nach dem wir eigentlich suchen.

Die Ebene der Relation beziehungsweise der Beziehung wird oft übersehen und ist teilweise noch unerforscht. Die Ebene der Beziehung birgt fantastische Geheimnisse, und gerade mit Blick auf die Beziehungsebene eröffnen sich faszinierende Welten. Bei der Beobachtung eines Vogelschwarms stellt sich beispielsweise die Frage, wie es dem Schwarm gelingt, seine Formation zu bilden und diese von einem Moment auf den Anderen wie in einer lange eingeübten Choreographie zu verändern. Ornithologen gehen davon aus, dass nicht ein einziger Vogel das Kommando für dieses himmlische Spektakel gibt, sondern dass hier ein Phänomen vorliegt, das von einigen Naturwissenschaftlern als „morphische Resonanz“ beschrieben wird.<sup>24</sup> Es kommt in diesem Kontext nicht darauf an, ob diese These einer morphischen Resonanz empirisch zu belegen ist. Die Fähigkeit des Vogelschwarms, ohne eine von einem Subjekt formulierte Vorgabe immer neue Harmonien und Formationen zu kreieren, ist zumindest ein Bild dafür, dass sich in der Interaktion Prozesse realisieren, die über das hinaus gehen, was ein einzelnes Individuum zu veranlassen vermag. Hier zeigt sich, was auch in einer relationalen Theologie ebenso wie in einer relationalen Seelsorge erfahrbar wird: Erst in der Relation entsteht überhaupt das, was betrachtet werden kann.

## **Konsequenzen für Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten**

Was kann ein einfaches Leben und das von den indigenen Völkern bewahrte Bewusstsein für die Relationalität der Wirklichkeit konkret im pastoralen Kontext von Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten bedeuten? Es geht letztendlich

darum, eine relationale Weltsicht zu entwickeln, eine relationale (Pastoral-) Theologie zu formulieren, eine relationale Ekklesiologie zu wagen und ein relationales Selbstkonzept zu leben.

Eine relationale Weltsicht impliziert dabei unter anderem, dass der Berufsverband der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln auch in Zukunft enge Beziehungen zu seinen Mitgliedern pflegt, sich als ein Netzwerk der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten versteht und sich für die Belange der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten in einer dialogischen – beziehungsweise besser gesagt: einer polylogischen – Kirche einsetzt.

Das Bewusstsein für eine relationale Theologie fordert den Berufsverband der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln als Anwalt der persönlichkeitsorientierten Aus- und Weiterbildung von Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten. Wenn ein relationales theologisches Verständnis besteht und Seelsorge als ein zutiefst relationales Geschehen verstanden wird, kann der Berufsverband sich für eine persönlichkeitsorientierte Aus- und Weiterbildung einsetzen und darauf verweisen, dass mit einem persönlichkeitsorientierten Studium somit die entscheidenden berufsbezogenen Kompetenzen für die Seelsorge erworben werden. Damit berücksichtigt die Ausbildung der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten schon heute das, was als Bologna-Orientierung der universitären Studiengänge verstanden wird: Die Ausbildung setzt verstärkt auf erworbene Kompetenzen und nicht auf geballtes abstraktes Wissen

Das Bewusstsein für eine relationale Ekklesiologie kann für den Berufsverband der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln darüber hinaus heißen, dass er darauf verweist, dass ein pastoraler Zukunftsweg nur gelingen

kann, wenn er auf allen seinen Wegstrecken – und zwar von Anfang an – als ein beziehungsorientierter Weg erlebt wird, auf dem man gemeinsam unterwegs ist. Und bei dem der Beziehung untereinander sowie der Qualität des Dialogs eine entscheidende Bedeutung zukommen.

Und schließlich kann das Bewusstsein für ein relationales Selbstkonzept den Berufsverband der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten im Erzbistum Köln dazu ermutigen, sich für akademisch anerkannte, qualifizierte Weiterbildungsangebote einzusetzen, um Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten zu fördern. Dies wäre der entscheidende Schritt zu einer anerkannten qualifizierten Förderung des Berufsbildes der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten sowie zu einer fachlich – und damit verbundenen monetär – angemessenen Anerkennung beziehungsweise Einordnung der Berufsgruppe in der Pastoral.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Leicht überarbeitetes Manuskript des Festvortrags zur Feier des genannten Jubiläums vom 19.6.2017 im Haus Altenberg (Odenthal).
- <sup>2</sup> Vgl. Höhn, Hans-Joachim, Religion – nach ihrer Wiederkehr. Eine Gewinnwarnung, in: Pastoralblatt 68 (2016) 10, 291-297, 292-293.
- <sup>3</sup> Vgl. Vellguth, Klaus, Und immer noch müssen Apfelbäumchen gepflanzt werden. Gemeinsam unterwegs zu einer ökologischen, sozialen und ökonomischen Verantwortung, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, Schöpfung. Miteinander leben im gemeinsamen Haus (ThEW 11). Freiburg 2017, 280-302.
- <sup>4</sup> Höhn, Hans-Joachim, Religion, 293.
- <sup>5</sup> Höhn, Hans-Joachim, Religion, 293-294.
- <sup>6</sup> Höhn, Hans-Joachim, Religion, 293.
- <sup>7</sup> Simbaña Floresmilo, El Sumak Kawsay como proyecto político. Quito 2011.
- <sup>8</sup> Vgl. Vellguth, Klaus, Wir sind nur Gast auf Erden. Indigene Impulse für eine christliche Spiritualität, in: Stimmen der Zeit 142 (2017) 7, 467-478.
- <sup>9</sup> Vgl. Lopez, Dania. La reciprocidad como lazo social fundamental entre las personas y con la naturaleza en una propuesta de transformación societal, in: Boris Marañón (Hg.), Buen Vivir y Descolonialidad,

- Mexiko 2014, 116–117. Irarrázaval, Diego, Humanisierung in der Schöpfung, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus 303–314, 306.
- <sup>10</sup> Vgl. D' Souza, Hector, Living in Harmony from a Tribal Perspective. Inspired by Laudato si', unveröffentlichtes Dokument. Guwahati 2016.
- <sup>11</sup> Vgl. Boff, Leonardo/Hathaway, Mark, Befreite Schöpfung. Kosmologie-Ökologie-Spiritualität. Ein zukunftsweisendes Weltbild. Kevelaer 2016, 40.
- <sup>12</sup> Kämpchen, Martin, Lob der Einfachheit. Eine geistige Vision, in: StdZ 146 (2014) 5, 326–334, 328.
- <sup>13</sup> Vgl. Kämpchen, Lob, 330.
- <sup>14</sup> A.a.O., 330.
- <sup>15</sup> Benedikt XVI., Enzyklika „Deus Caritas est“ an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Gott geweihten Personen und alle Christgläubige über die christliche Liebe, Verlautbarung des Apostolischen Stuhls Nummer 171. Bonn 2005, Nr. 1.
- <sup>16</sup> Franziskus, Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“ des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, 24. November 2013, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 194. Bonn 2013, Nr. 7.
- <sup>17</sup> Benedikt XVI., „Deus Caritas est“, Nr. 15.
- <sup>18</sup> Bernd Jochen Hilberath, Was ist kommunikative Theologie, in: Hilberath, Bernd Jochen/Kohl, Johannes/Nikolay, Jürgen (Hg.), Grenzgänge sind Entdeckungsreisen. Lebensraum orientierte Seelsorge und kommunikative Theologie im Dialog: Projekte und Reflexionen (Kommunikative Theologie Band 14). Ostfildern 2011, 9–18, 13.
- <sup>19</sup> Vgl. Vellguth, Klaus, Relationale Missionswissenschaft. Wenn Mission dazwischen kommt, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 101 (2017) 1–2, 190–195.
- <sup>20</sup> Evangelii gaudium 16.
- <sup>21</sup> Joseph Ratzinger, Theologia perennis? Über Zeitgemäßigkeit und Zeitlosigkeit in der Theologie, in: Wort und Weisheit 15 (1960) 179–188, 187f.
- <sup>22</sup> Vgl. Buber, Martin, Das dialogische Prinzip: Ich und Du. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. Zur Geschichte des dialogischen Prinzips. Gütersloh 102006.
- <sup>23</sup> Vgl. Gruber, Judith, Auf der Suche nach dem Göttlichen Wort in der Begegnung der Kulturen. Theologische Überlegungen aus dem Süden der USA, in: Verbum SVD 58 (2017) 1, 18–30. Gmainer-Pranzl, Franz, Interkulturalität als locus theologicus. Zum Profil des Forschungsprogramms 'Theologie Interkulturell', in: Verbum SVD 58 (2017) 1, 31–47.
- <sup>24</sup> Vgl. Boff, Leonardo/Hathaway, Mark, Befreite Schöpfung. Kosmologie-Ökologie-Spiritualität. Ein zukunftsweisendes Weltbild. Kevelaer 2016, 137.